aus Sachsen kommenden Heidelbache, verläßt er uns ein Weilchen, wendet sich links, um noch auf böhmischem Boden zu bleiben, und nimmt beim „Schwarzen Tor" das vom Gebirge kommende Rote Floß auf, wodurch er, in Hinterdaubitz einmündend, schon ein recht respektabler Herr geworden ist. Hier verläßt er nun, nachdem er viele Kilometer weit die Reichsgrenze gebildet hat, sein heimatliches Land Böhmen, indem er durch zahlreiche Brücken über den Quasengrund schlüpfend, eilends nördlich in die Sächsische Schweiz hinein biegt.

Unvergeßliche Eindrücke nimmt er aus seiner Jugendzeit mit ins fremde Land. Tiefe Wäldereinsamkeit hat er erlebt, stille, träumende, weite Schluchten betrat sein eilender Fuß: das wildromantische Khaatal, das düstere Jägerdörfchen Hinterdaubitz und auch die einsame Mühle hinter den Schleusen muß er jetzt verlassen und die schindelgedeckten, traulichen Häuser seiner Heimat, die ihm von weitem her noch zum Abschiede zuwinken.

Es werden aber auf der Weiterwanderung der Berge und Täler, der schönen schweigenden Schluchten nicht weniger, der hohen, alten Tannen und Fichten eher mehr, es geht ja immer tiefer in den dunklen, stundenweiten Wald hinein.

Bei Sächsisch-Hermsdorf nimmt er den Dorfbach mit, purzelt mit ihm durch die Unteren Schleusen, dann weiter die Böhmische Straße entlang, schon als ein richtiger Stutzer und Grandseigneur, denn hier blühen ihm tausend seltener Wald- und Wiesenblumen, hier rauschen ihm gewaltige Mühlenräder ein werbendes Lied von Schönheit und Nützlichkeit entgegen, die seine starken Arme spenden.

Wer würde da in ihm noch das Kind von Schönborn, den Jüngling aus dem Khaatale wieder erkennen? Da kommt ihm auch schon, tief im Sachsenlande, links am Wege der weltbekannte „Kuhstall" entgegen, der schöne, vielbesuchte, wenn auch nur künstlich geschaffene „Wasserfall", bei dessem Wirtshause er ein wenig rasten und ausschnaufen will.

Ein seltsames Rauschen und Klingeln macht ihn aufhorchen: es ist die elektrische Straßenbahn, die er trifft, von Schandau her kommend, mit einer Menge städtisch-geputzter, lauter Menschen. Hat er so lärmende Wesen je gehört und gesehen. Waren die, die bisher mit ihm und um ihn waren, nicht still und in sich gekehrt, so wie er selber? Erste Enttäuschung der sogenannten großen, entzauberten Welt!

Doch aber will und muß er nun selber Städter und Stutzer werden. Wechselt die grünen, bisher mit saftigem Farrenkraute dicht bewachsenen Ufer gegen starre, steingebaute, hohe Wände, stolziert so, alle ländliche Eigenart vergessend, als ein Geputzter, als ein Fremdling, in die schöne Stadt Schandau hinein, sich mit der Elbe vermählend, zum nützlichen, nüchternen Ganzen . . . .

Der Wald

E. Nierich-Neukirch (Lausitz)

In tiefem Schlafe dämmert noch das Dorf. Verschlafen blinzeln die kleinen Fenster unter den grünbemoosten Strohdächern her auf die leere Straße, auf der unser Schritt laut verhallt. Aus einem von Wohlbehagen träumenden Bauernhofe dringt der im Stalle erstickte Ruf des Hahnes, der dem Landmanne zuruft: „Morgenstunde hat Gold im Munde." Aus einem Schornsteine quirlt gelber Rauch, das erste Zeichen des erwachenden Dorfes. Noch murmelt geschwätzig der Dorfbach uns entgegen, doch bald wird er leiser, und die Geräusche des Alltags verschlucken die Stimme der Natur. Ein altersschwacher vermorschter Wegweiser zeigt von der Straße ab nach einem alten Strohdache, das sich unter einer mächtigen Linde und hinter verführerisch duftenden Flieder schämig verbirgt, als wolle er die Vorübergehenden aufmerksam machen, auf die stille Pracht des alten Weberhäuschens. Sein Arm ist erblindet, und nur der blühende Bauerngarten läßt die Hoffnung aufkommen, daß dort, wo er hinweist, noch mehr Schönheiten verborgen liegen. Durch einen stillen Hof an fast geometrischen Düngerhaufen vorüber schlängelt sich der Weg durch Ackerbreiten und taufrischen Klee dem Walde zu. Hier spinnen noch die Nebelfrauen ihre grauen Schleier und weben sie um die alten Stämme. In schweigender Ehrfurcht stehen noch die Tannen, als warteten sie auf das Erwachen des lebenspendenden Gestirns, dem alle Kreatur schon seit Jahrtausenden stille Opfer und Danksagungen bringt. Violette Wölkchen schwimmen wie Märchenvögel durch den Morgenhimmel, tiefblau färben sich die Berge und purpurne Schatten gleiten an den Stämmen hinauf. Mit gleißendem Saume ziert sich im Osten der Höhenrücken, goldene Pfeile schießen drüber hin, und jetzt steigt die Strahlenkrone der Königin des Tages empor, „die Sonn' erwacht mit ihrer Pracht". Im Augenblicke steigt der Jubelchor der Lerchen empor, das Gold, das zuerst nur in den höchsten Wipfeln gehangen, fließt hernieder, blinkt selbst zwischen den Stämmen im Waldesschatten, huscht über zartgrüne Farnwedel und gießt demantenes Geflimmer über die Gräser am Waldrande. In jäher Flucht jagen die grauen Nebelfrauen mit ihren Spinnrädchen davon, nur hier und da bleibt ein Fetzen ihres dünnen Gewebes zwischen den Ästen hängen. Es tropft von den Bäumen auf die Büsche, von den Büschen auf die Gräser und zerfließt auf den moosigen Steinen. Der Wald weint Dankestränen seinem Schöpfer. Dann stimmt er seine mächtige Harfe. Von den Bergen kommen die ersten zarten Harmonien, wie perlende Arpeggien streift es durch die Wipfel. Leise beginnen sie sich zu wiegen, als dehnten sie ihre schlaftrunkenen Glieder. Schwellender rollen Harmonien mit jubelnden Koloraturen dahin, verebbend, anschwellend und fast wieder ersterbend im säuselnden Pianissimo, daß man das süße Liebeslied einer Drossel aus der Ferne vernimmt, wie weinender Klagelaut einer wunderschönen Waldfee. Schluchzend antwortet ein fernes Echo. Dann springt der kecke Morgenwind auf und greift hinein mit vollen rauschenden Akkorden in das grüne Orchester, daß es in immer steigenderem Crescendo aufbraust das uralte und ewig neue Lied des Waldes, das schon die Bernsteinfichten sangen, deren versteinerte Tränen jetzt die Meereswogen an das Ufer werfen. Getragen von der grünen Symphonie steigen wir weiter den Bergwald hinan. Der Weg biegt in eine grüne Gasse ein. Wie Kulissen bilden die schlanken Fichten links und rechts Spalier. Hier ist es still, nur die Wipfel wiegen sich in leisem Takte nach der Melodie des Windes. Wie winzige Kobolde mit den Kapuzen gucken Fliegenpilze aus dem braungrünen Dämmer unter den Zweigen vor. Lautlos schreitet der Fuß über schwellendes Moos, nur einige vorjährige dürre Grasbüschel knistern leise. Freier und tiefer atmet die Brust, der Odem des Waldes rinnt wie Arznei ins Blut. Es duftet nach frischem Grün der Maispitzen, nach warmer, feuchtschwangerer Moosluft, aus dunklem Dickicht zieht ein kühler Hauch, vermischt mit dem Geruche von faulendem Laube und modrigem Holze, grabesschauernd in das sonnige Geblinzel des Waldweges hinein. Ein Holzstoß träumt von bangen Zukunftszweifeln und sendet seine harzigen Seufzer mit in die Wohlgerüche, die Mutter Sonne zusammenbraut zu dem Odem des Waldes, für den der Mensch das inhaltlose Wort Ozon hat. Wie hoch und kühn waren die Träume der Bäume gewesen, als sie noch mit ihren Brüdern das Lebenslied rauschten. Als stolze Masten wollten sie die Meere durchsegeln, und jetzt —, jetzt harren sie als armselige Meterknüppel auf den Feuertod. „Na ja," seufzt die dicke Buche am Ende der grünen Gasse, „die alte Geschichte, die Menschen können's